

ANNETTE GROSSBONGARDT
UWE KLUSMANN
JOACHIM MOHR (Hg.)

Der Erste Weltkrieg

Die Geschichte einer Katastrophe



DVA

SPIEGEL
BUCHVERLAG



ANNETTE GROSSBONGARDT,
UWE KLUSSMANN UND JOACHIM MOHR (Hg.)

Der Erste Weltkrieg

Die Geschichte einer Katastrophe

Georg Bönisch, Thomas Darnstädt,
Erich Follath, Hans Hoyng, Romain Leick,
Kristina Maroldt, Matthias Matussek, Herfried Münkler,
Bettina Musall, Christian Neef, Sönke Neitzel,
Thorsten Oltmer, Norbert F. Pötzl, Simone Salden,
Hubertus J. Schwarz, Michael Sontheimer,
Gerhard Spörl, Hans-Ulrich Stoldt, Thilo Thielke,
Rainer Traub, Andreas Wassermann

Deutsche Verlags-Anstalt

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Die Texte dieses Buches sind erstmals in dem Heft
»Der Erste Weltkrieg, 1914–1918. Als Europa im Inferno versank« (Heft 5/2013)
aus der Reihe SPIEGEL GESCHICHTE erschienen.

1. Auflage

Copyright © 2014 Deutsche Verlags-Anstalt, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

und SPIEGEL-Verlag, Hamburg

Alle Rechte vorbehalten

Typografie und Satz: DVA/Brigitte Müller

Gesetzt aus der Garamond

ISBN 978-3-641-12942-2

V002

www.dva.de

Inhalt

Vorwort

TEIL I

DIE GROSSE KRISE

»Es gab keinen Alleinschuldigen«

Am Tag, als das Feuer kam

Abschied vom Frieden

Grenzwall des Westens

»Tod und Verderben«

Unter slawischem Kommando

TEIL II

IM KRIEG

»Zur Hölle mit euch!«

»Horde von Barbaren«

»Ein Desaster kann man nicht feiern«

»Wie ein Kind geweint«

Besiegte Sieger

Körper im Eisenstrudel

Die Herren der Blutpumpe

Der Krieg der Dichter

TEIL III

EPOCHENWENDE

Kreuzzug der Demokraten

Hilfloses Wimmern

Die Bestie von Berlin

Schwankende Existenz

Sommer der Anarchie

Die große Irreführung

»Löwe von Afrika«

TEIL IV

DER LANGE WEG ZUM FRIEDEN

Gefangene der Propaganda

Funke der Empörung

Stunde der Abrechnung

»Schamloser Verrat!«

Zerfall der Imperien

ANHANG

CHRONIK

Buchhinweise

Autorenverzeichnis

Dank

Personenregister

Vorwort

Vater, was hast Du im Krieg gemacht? Es war diese Frage, die viele Nachkriegsgeborene in ihren Familien stellten, wenn auch häufig verspätet. Es ging um Schuld und Verstrickung in den Nationalsozialismus und den Völkermord an den europäischen Juden. Ausführlich war der Zweite Weltkrieg auch Thema im Schulunterricht. Der Erste Weltkrieg dagegen, der doch als Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts gilt, wurde eher am Rande gestreift.

Doch was haben eigentlich unsere Großväter getan? Das fragten wir uns in der Redaktion von SPIEGEL Geschichte, als wir begannen, uns mit dem Inferno von 1914 bis 1918 zu beschäftigen, dessen Beginn nun genau 100 Jahre zurückliegt. Wie konnte es zu diesem ersten totalen Krieg überhaupt kommen, mit Millionen von Toten und schwer Verwundeten schon nach wenigen Monaten?

Tatsächlich beschäftigt die Geschichtswissenschaft noch immer die Frage, wer verantwortlich war für das vierjährige Massentöten, das angeblich keiner wollte. Der deutsche Kaiser Wilhelm II. soll sogar Tränen in den Augen gehabt haben, als er am 1. August 1914 die deutsche Mobilmachung unterschrieb.

Trug das kaiserliche Deutschland im »Griff nach der Weltmacht« einen Großteil der Verantwortung für den Ausbruch des Krieges, wie es der deutsche Historiker Fritz Fischer vor rund 50 Jahren provokant formuliert hatte? Sicher, es hatte den Verbündeten Österreich-Ungarn zum fatalen Ultimatum gegenüber Serbien gedrängt, aber war Wien nicht selbst treibende Kraft? Und wo lagen die Interessen Frankreichs und Russlands? Eine neue Historikergeneration wagt inzwischen jenseits alter

Feindbilder und Mythen einen gesamteuropäischen Blick auf die Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts und sucht nach multikausalen Erklärungen.

Zu ihnen gehört auch der in London und Berlin tätige Militärhistoriker Sönke Neitzel, der mit den Herausgebern über den Hypernationalismus der Zeit und das Versagen der politischen Eliten diskutiert. Neitzel zieht aus mehrjährigen Aktenstudien das Fazit, »dass es einen Alleinschuldigen an diesem Krieg nicht gab«. Keine Seite habe die Möglichkeit wahrgenommen, die Eskalation zu verhindern.

An die 40 Nationen waren am Ersten Weltkrieg beteiligt, mehr als 60 Millionen Soldaten kämpften auf den Schlachtfeldern. Es war ein industrialisiertes Töten mit Panzern, Maschinengewehren und Giftgas, mit U-Booten und Flugzeugen in den Weiten Russlands, auf französischen Feldern, im afrikanischen Dschungel, in den Alpen und auf dem Balkan, im Pazifik und im Atlantik. Dieses Ausmaß habe niemand voraussehen können, so heißt es immer wieder.

Und doch gab es einige hellsichtige Zeitgenossen. Der Sozialist Friedrich Engels, Freund und Weggefährte von Karl Marx, hatte bereits im Dezember 1887 angesichts des eskalierenden Wettrüstens prognostiziert, es sei »kein anderer Krieg für Preußen-Deutschland mehr möglich als ein Weltkrieg, und zwar ein Weltkrieg von einer bisher nie geahnten Ausdehnung und Heftigkeit. Acht bis zehn Millionen Soldaten werden sich untereinander abwürgen und dabei ganz Europa so kahlfressen, wie noch nie ein Heuschreckenschwarm. Die Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges zusammengedrängt in drei bis vier Jahre und über den ganzen Kontinent verbreitet ... Zusammenbruch der alten Staaten und ihrer traditionellen Staatsweisheit, derart, dass die Kronen zu Dutzenden über

das Straßenpflaster rollen und niemand sich findet, der sie aufhebt.«

Was Engels, wegen seiner militärischen Fachkenntnisse von Gesinnungsgenossen auch »der General« genannt, nicht ahnte: Auch die meisten Sozialisten und Sozialdemokraten unterstützten den Kriegskurs der Regierungen. Der blutige Konflikt entzweite nicht nur Europas Staaten, sondern auch die Arbeiterbewegung. Vielen Politikern und Militärs kam der Mord am österreichischen Thronfolger und dessen Frau am 28. Juni 1914 durch einen serbischen Nationalisten »nicht ungelegen als eine Art Lizenz zum Losschlagen«, so SPIEGEL-Autor Erich Follath, der die spektakulären Umstände der Mordtat von Sarajevo in seiner Geschichte rekonstruiert.

Menschen verschiedener Nationen und Schichten, Bildungsferne und Intellektuelle verfielen bei Kriegsbeginn in einen rauschähnlichen Zustand trügerischer Siegesgewissheit. Umso ernüchternder und bitterer war die Realität des Stellungskrieges in schlammigen Schützengräben und das Darben daheim im »Steckrübenwinter« von 1916 /17. Die Beiträge dieses Buches versuchen sowohl das Grauen auf den Schlachtfeldern als auch das Leiden an der Heimatfront zu erfassen; dorthin wurden bereits wenige Tage nach Kriegsausbruch zum Teil schwer verstümmelte Soldaten in großer Zahl in die Lazarette gebracht. Ausgewählte Feldpostbriefe geben erschütternd Zeugnis davon, was die Soldaten in der Hölle des Frontalltags empfanden. Zu ihrem Leiden trug auch die besondere Kreativität deutscher Rüstungsmechaniker bei, die SPIEGEL-Autor Georg Bönisch beschreibt.

Deutsche Politiker suchten ab 1916 nach Friedensmöglichkeiten, jedoch halbherzig und gegen den

massiven Widerstand von Militärs und Nationalisten. Mit der Berufung von Paul von Hindenburg und Erich Ludendorff in die Oberste Heeresleitung entstand eine Art Militärdiktatur mit Hang zum Vabanquespiel. Dies zeigte sich vor allem in der Entscheidung für den uneingeschränkten U-Boot-Krieg, der das Eingreifen der USA provozierte. Damit war der Krieg für Deutschland verloren. In den kämpfenden Ländern wuchs aus Verzweiflung auch Wille zum Widerstand, zu Verbrüderungen von Soldaten an der West- und Ostfront und schließlich zur Ablehnung und Verweigerung des Krieges in der Russischen Revolution 1917.

SPIEGEL-Autoren, unter ihnen langjährige Auslandskorrespondenten in Paris, Moskau, London und Washington, zeichnen Porträts der kriegführenden Nationen und machen nachvollziehbar, wie Franzosen, Briten, Österreicher und Amerikaner ihrerseits den Krieg erlebten. Der französische Historiker Stéphane Audoin-Rouzeau erklärt in einem Interview, wie der große Krieg im kollektiven Gedächtnis Frankreichs gespeichert ist und warum der Händedruck von François Mitterrand und Helmut Kohl 1984 über den Gräbern von Verdun eine solch emotionale Wucht entfaltete.

Welche Erinnerungen in den Familien an das Inferno vor 100 Jahren noch vorhanden sind, wie nah der ferne Krieg dort mitunter noch ist, zeigen Joachim Mohr und Uwe Klußmann, die recherchierten, was ihre Großväter an der Front von Verdun und auf dem Balkan erlebten. Beide Männer betrachteten den Krieg später als sinnlos und hielten sich später von den Nazis fern. Sie waren auch nicht mit jener Begeisterung in den Krieg gezogen, die damals so viele erfasste. Historiker zeichnen von der vermeintlich so breiten Euphorie heute ohnehin ein wesentlich differenzierteres Bild.

SPIEGEL-Autor Thomas Darnstädt analysiert, inwieweit am Ende des Krieges durch die harten Bedingungen des Vertrages von Versailles die Chance für eine stabile, friedliche Nachkriegsordnung vertan wurde. Der renommierte Politologe Herfried Münkler untersucht den Zerfall der Imperien in diesem globalen Konflikt, der die Wurzeln für den Zweiten Weltkrieg legte. Der Kriegseintritt der Vereinigten Staaten 1917 markierte den Aufstieg der USA zur Weltmacht und zum maßgeblichen Faktor der Politik in Europa. Das Ende dreier großer Imperien, Österreich-Ungarn, des Osmanischen Reiches und des russischen Zarenreiches, ließ ein Vakuum entstehen, in das ein Meldegänger des Ersten Weltkriegs, Adolf Hitler, mit seinem »Projekt des imperialen Größenwahnsinns« stieß, so Münkler. Der postimperiale Balkan mache »den Europäern bis heute zu schaffen, und eine Änderung ist nicht in Sicht«.

So zeigen die Autoren dieses Buches geschichtliche Konfliktlinien auf, die etwa mit Ängsten vor deutscher Hegemonie in Europa bis in die Gegenwart führen.

Hamburg, im Frühjahr 2014

Annette Großbongardt, Uwe Klußmann, Joachim Mohr

TEIL I

DIE GROSSE KRISE

»Es gab keinen Alleinschuldigen«

Der Militärhistoriker Sönke Neitzel über die Totalität des Weltkriegs und das Versagen der politischen Eliten.

Das Gespräch führten Annette Großbongardt und Uwe Klußmann.

SPIEGEL: Mit Tränen in den Augen unterschrieb Kaiser Wilhelm II. am Nachmittag des 1. August 1914 die deutsche Mobilmachung – wollte er den Krieg eigentlich gar nicht?

Neitzel: Wilhelm II. war in der Reichsleitung derjenige, der den Krieg am wenigsten anstrebte. Er wurde zu Recht oft für seine martialischen Auftritte gescholten. Aber im Sommer 1914 war er nicht Herr des Verfahrens. Das Krisenmanagement lag in den Händen des Reichskanzlers Theobald von Bethmann Hollweg. Im Spiel der Kräfte war der Kaiser eher Zuschauer.

SPIEGEL: Warum aber drängte das Deutsche Reich seinen Verbündeten Österreich im Konflikt mit Serbien zum Angriff? Und erklärte dann auch noch dem mit Serbien verbündeten Russland den Krieg?

Neitzel: Das basierte auf einem Kalkül Bethmann Hollwegs. Der Reichskanzler sah eine wachsende Macht der potentiellen Gegner Deutschlands, vor allem Russlands. Für ihn war Deutschland von Feinden umringt und lief Gefahr, bald keinen Krieg mehr gewinnen zu können. Den Ausweg sah er in einer Risikopolitik: Wenn wir jetzt Druck ausüben und die Österreicher einen lokalen Krieg gegen Serbien führen, werden die Russen sich möglicherweise heraushalten. Und wenn es doch Krieg geben sollte, dann lieber jetzt als später, in einer für Deutschland

ungünstigeren Situation. Damit kalkulierte er einen Krieg voll ein; ein Waffengang galt damals ja gemeinhin noch als Mittel der Politik.

SPIEGEL: Trug Deutschland aber damit die Alleinschuld am Ersten Weltkrieg, wie es die Sieger auf der Friedenskonferenz von Versailles 1919 postulierten?

Neitzel: Die Forschung hat gezeigt, dass es einen Alleinschuldigen an diesem Krieg nicht gab. Mein australischer Kollege Christopher Clark hat mit seinem neuen Buch »Die Schlafwandler«, das ich sehr überzeugend finde, detailliert nachgewiesen, dass es im Sommer 1914 eine gesamteuropäische Krise gab. Jeder hatte die Chance, die Eskalation zu verhindern – und niemand nahm sie wahr.

SPIEGEL: Die Deutschen waren schließlich nicht die einzigen Imperialisten, sagt Clark.

Neitzel: Sie waren voll mitverantwortlich, aber auch die Österreicher hätten sich entscheiden können, den Krieg gegen die Serben nicht zu führen. Die Russen und die Franzosen hätten wegen Serbien nicht in den Krieg ziehen müssen. Aber es existierte kein Konsens zur Krisenlösung mehr wie noch in den Jahrzehnten zuvor.

SPIEGEL: Wäre die Krise im Juli 1914 denn diplomatisch lösbar gewesen?

Neitzel: Da alle Großmächte den Krieg als ein Mittel der Politik ansahen, war keine der fünf Mächte in Europa bemüht, den Frieden zu sichern. Erschwerend kam hinzu, dass große Teile der jüngeren Generation in ihren imperialistischen Ambitionen immer radikaler wurden. Ich habe Dokumente jüngerer Diplomaten des Auswärtigen Amtes gefunden, die 1913 der Auffassung waren: Wir sind am Ende mit der Diplomatie, wir müssen wie Friedrich der Große Krieg führen. Viele sahen den Krieg als ein reinigendes Gewitter an – nicht nur in Deutschland.

SPIEGEL: In seinem damals bahnbrechenden Werk »Griff nach der Weltmacht« hatte der deutsche Historiker Fritz Fischer vor rund 50 Jahren argumentiert, die Führung in Berlin habe einen Krieg gezielt angesteuert.

Neitzel: Diese These ist längst widerlegt. Aber Fischer hat mit bis dahin unbekannten Dokumenten eine wichtige Debatte angestoßen, wofür man ihm dankbar sein sollte. Die Deutschen hatten den Weltkrieg nicht geplant, sie gingen sogar ziemlich unvorbereitet in den Krieg. Sie hatten natürlich nationale Interessen, wie die anderen ja auch.

SPIEGEL: Was waren eigentlich die deutschen Kriegsziele?

Neitzel: Anfang August 1914 gab es noch gar keine. Erst als es richtig losgegangen war, begannen vor allem rechte Kreise von Annexionen zu faseln. Auch die Franzosen hatten zunächst keine klar umrissenen Absichten. Bald wurde Elsass-Lothringen zurückgefordert, das Deutschland 1871 annektiert hatte. Schließlich kamen auch Überlegungen auf, das Deutsche Reich aufzulösen.

SÖNKE NEITZEL

Der 1968 geborene Historiker ist Professor für internationale Geschichte an der London School of Economics mit dem Schwerpunkt Militärgeschichte und Autor des Standardwerks »Blut und Eisen. Deutschland und der Erste Weltkrieg« (2003). Ein großes Echo erlangte sein 2005 erschienenes Buch »Abgehört. Deutsche Generäle in britischer Kriegsgefangenschaft 1942–1945«.

SPIEGEL: Spielten nicht auch wirtschaftliche und geostrategische Interessen eine Rolle? Das kapitalschwache Russland war abhängig von französischen Krediten; die Impulse für die russische Politik gingen so eher von Paris und London als vom Zarenhof aus.

Neitzel: Der Bau strategischer russischer Eisenbahnlinien wurde mit französischem Geld finanziert. Schon 1905 hat Frankreich durch seine Anleihen das Zarentum vor dem Kollaps bewahrt. In der Julikrise drängte Paris auch durch seinen Botschafter in Richtung Krieg.

SPIEGEL: Der deutsche Kaiser und der russische Zar waren Cousins, warum verständigten sich die beiden nicht persönlich?

Neitzel: Die Monarchen spielten schon keine maßgebliche Rolle mehr, wichtiger waren die Regierungschefs und Außenminister. Natürlich hätte Wilhelm II. sagen können, das mach ich nicht mit. Die damalige Sicherheitsarchitektur kalkulierte seltsamerweise nicht mit ein, was das eigene Handeln bei anderen Staaten auslöste und ob es nicht besser wäre, ein Signal der Entspannung zu senden. Man dachte bloß: Wir machen uns so stark wie möglich, und dadurch bewahren wir schon den Frieden.



Kaiser Wilhelm II. besichtigt einen erbeuteten britischen Minenwerfer bei Cambrai, 1917

SPIEGEL: Aus französischer Sicht war es ja nicht unlogisch, über den Hebel der Russen zu verhindern, dass die deutsche Armee wieder wie 1870 auf Paris vorrückte. Aber ging das tatsächlich nur, indem man Deutschland in einem Zweifrontenkrieg schwächte?

Neitzel: Die französische Wahrnehmung war natürlich, wir müssen alles tun, um zu verhindern, dass die Deutschen wiederkommen, und allein können wir das nicht. Die Deutschen wiederum dachten, die Franzosen sind so aggressiv, dass sie uns auf jeden Fall angreifen werden.

SPIEGEL: Und wie tickte London?

Neitzel: Ähnlich verhängnisvoll: Mit den Liberalen waren dort Imperialisten und Sozialdarwinisten an die Macht gekommen, die einerseits Deutschland bewunderten, aber auch davon ausgingen, dass die Kraft Deutschlands sich gegen Großbritannien wenden müsse. Sie dachten, in einer Allianz mit Frankreich und Russland – vor dem sie allerdings auch Angst hatten – könnten ihnen die so eingekreisten Deutschen nicht gefährlich werden. Sie bedachten aber nicht, was das in Deutschland auslöste. Mit Hilfe von Romanen wurden angebliche deutsche Invasionspläne aufgebauscht. Die britische Propaganda schürte Angst vor der deutschen Flotte, obwohl die Führung wusste, dass ihre viel stärker war.

SPIEGEL: Rechneten die beteiligten Staatsführungen tatsächlich damit, den Feind in einem kurzen Feldzug in wenigen Wochen niederzuwerfen?

Neitzel: Es herrschte lange eine trügerische Hochstimmung. Da war ein überbordendes Kraftgefühl vor dem Hintergrund eines gewaltigen technischen Fortschritts und wirtschaftlichen Aufschwungs, Deutschland explodierte ja geradezu vor Selbstbewusstsein. Das Wissen,

dass es mit den neuen Waffen, etwa dem Maschinengewehr und der modernen Artillerie, keinen schnellen Krieg geben konnte, war bei einigen schon da, aber es drang noch nicht ins politische Bewusstsein.

SPIEGEL: Wie groß war die Euphorie zu Kriegsbeginn wirklich?

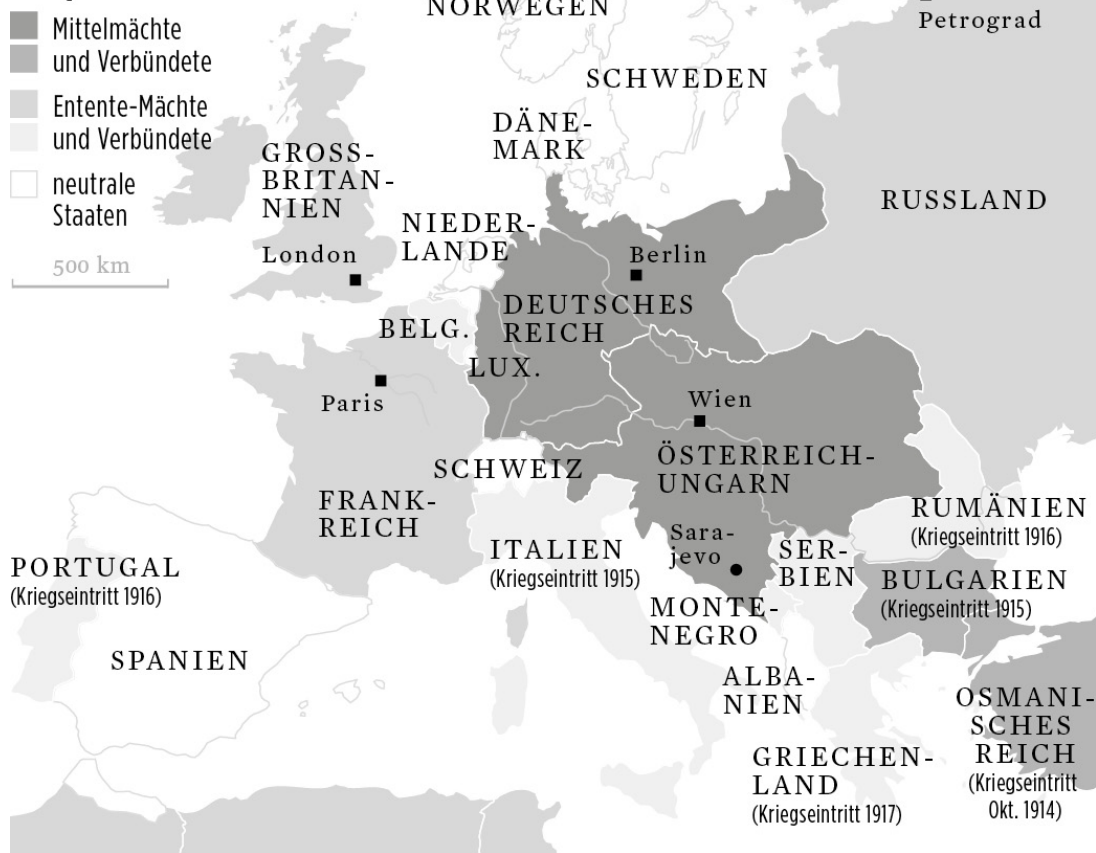
Neitzel: Die Kriegsbegeisterung war in Berlin vor allem eine Sache des Bürgertums und der Studenten. In den Grenzregionen dagegen herrschte keine Jubelstimmung. Es gab bei manchen Militärs zwar eine böse Ahnung, etwa bei Generalstabschef Moltke: Überlegen sind wir nicht, hoffentlich geht das gut. Aber bei niemandem waren die Zweifel so stark, dass dies zu einer Veränderung der Strategie geführt hätte.

SPIEGEL: Verwickelte sich die deutsche Führung ab Ende 1914 nicht immer mehr in einen Widerspruch zwischen maßlosen Kriegszielen mit Annexionen in Belgien, Frankreich und dem Baltikum und einem militärischen Potential, das dafür gar nicht ausreichte?

Neitzel: Darin unterschieden sich die Deutschen nicht sehr von den Franzosen oder den Briten: Keiner war bereit, einen ernsthaften Verhandlungsfrieden zu suchen. Dabei wusste keine Seite, wie sie die andere eigentlich schlagen sollte. Schon Ende 1914 waren alle im Grunde mit ihrem Latein am Ende. Die Munition wurde knapp, Hunderttausende waren getötet worden. Die Soldaten waren desillusioniert. Es gab nirgendwo einen strategisch überzeugenden Plan, erst recht keinen, wie man durch diesen Krieg eine stabile Neuordnung Europas erreichen könnte. Überall machte man einfach so weiter, holte mehr Artillerie, mehr Soldaten.

SPIEGEL: Warum konnte der Balkan, eine unterentwickelte, wirtschaftlich uninteressante Gegend, überhaupt zum Auslöser für einen Weltkrieg werden?

Europa 1914



Neitzel: Prestige und das Bedürfnis, als Weltmacht wahrgenommen zu werden, spielten überall eine große Rolle. Die patriotische Presse in Russland zum Beispiel setzte den dortigen Außenminister unter Druck: Nach der als skandalös empfundenen Annexion Bosniens durch Österreich-Ungarn 1908 nun die serbischen Brüder hängenzulassen, hätte erneut als schlimme Niederlage gegolten. Frankreich nutzte die panslawistischen Neigungen in Russland sehr geschickt und erklärte den Bündnisfall.

SPIEGEL: Später setzten Frankreich und Großbritannien alle Hebel in Bewegung, Russland in der Kriegscoalition zu halten, selbst nach dem Sturz des Zaren im März 1917. Hatten sie dadurch nicht weit mehr Anteil am Sieg der Bolschewiki als die Deutschen, denen man ja später

vorwarf, Lenin die Durchreise aus dem Schweizer Exil gestattet zu haben?

Neitzel: Die Fortsetzung des Krieges hat in Russland endgültig den Boden für die Bolschewiki bereitet. Schon nach dem Vormarsch der Deutschen 1915 mit der Einnahme Warschaus hätte die russische Führung begreifen können, dass der Krieg zum Zusammenbruch ihres Staates führen musste.

SPIEGEL: Während des Krieges wurde die Oberste Heeresleitung unter den Generälen Paul von Hindenburg und Erich Ludendorff ein Machtzentrum, das stärker war als Reichsregierung, Reichstag und Kaiser. Herrschte in Deutschland eine Militärdiktatur?

Neitzel: Es war sicher kein totalitäres Regime von der Art Hitlers, aber eine Diktatur war es 1916 bis 1918 durchaus. Ludendorff war die bestimmende Figur in allen außenpolitischen Entscheidungen, nichts ging mehr ohne ihn. Er profitierte dabei von dem Mythos um Paul von Hindenburg, den Sieger in Ostpreußen. Ludendorff stand für eine Radikalisierung: Dem Krieg geben, was des Krieges ist, das war sein Satz. Die massive Mobilisierung hatte schon Züge eines totalen Krieges. Die Regierungen ordneten sich da vollkommen unter in dem fatalen Glauben, sie brauchten die Militärs, um politisch etwas durchzusetzen. Damit gab es auch keinen Ausweg aus dem Krieg.

SPIEGEL: Hat die Dominanz der Militärs zu der verheerenden Materialschlacht in Verdun geführt?

Neitzel: Das war einzig die Entscheidung der Militärs; die Politiker fühlten sich dafür gar nicht kompetent. Wir wissen allerdings bis heute nicht genau, was Erich von Falkenhayn, Generalstabschef seit September 1914, zu dieser Entscheidung trieb, was er wirklich vorhatte. Auf

allen Seiten waren es die Militärs, die immer wieder sagten: Diesmal klappt es.

SPIEGEL: Scheiterte die deutsche Führung auch daran, dass die Kriegslasten sozial sehr ungleich verteilt waren? Während Millionen Arbeiterfamilien hungerten, prasselten Kriegsgewinnler in Luxusrestaurants. Lag darin die Ursache für die Revolution 1918?

Neitzel: Die deutsche Gesellschaft des Ersten Weltkriegs war keine Volksgemeinschaft mit einer gleichen Verteilung der Kriegslasten, wie sie die Nationalsozialisten im Zweiten Weltkrieg anstrebten. In der Gesellschaft fehlte das einigende Band. Selbst im Krieg wurde das anachronistische Dreiklassenwahlrecht in Preußen zunächst einmal nicht abgeschafft, auch nicht die Adelsprivilegien. Man hat es nicht geschafft, die notwendigen Reformschritte zu gehen, die Parlamentarisierung voranzutreiben. Das ist das innenpolitische große Scheitern im Ersten Weltkrieg. Veränderung kam erst durch den Druck Wilsons.

SPIEGEL: Der Friedensplan des US-Präsidenten, war das der erste Versuch der neueren Geschichte, durch Einflussnahme auf den Gegner einen politischen Machtwechsel zu erreichen?

Neitzel: Woodrow Wilson war der Einzige, der überhaupt ein sinnvolles Konzept hatte. Europa kann dankbar sein, dass es ihn gab und er eine neue Idee einbrachte. Die Monarchien der Mittelmächte waren diskreditiert. Mit einer frühen Liberalisierung wären sie vielleicht sogar zu retten gewesen. Doch zu spät wandelte sich Deutschland im Oktober 1918 zu einer parlamentarischen Monarchie – auch als Voraussetzung, um mit Wilson verhandeln zu können.

SPIEGEL: Waren dessen 14 Punkte nicht teilweise eine Mogelpackung? Denn beim Friedensschluss 1919 wurden

die Deutschen und Österreicher gehindert, sich nach dem Selbstbestimmungsrecht der Völker zu einer Republik zu vereinen. Hitler nutzte diesen Umstand ja dann sehr geschickt.

Neitzel: Da gab es ein großes Missverständnis. Für Wilson meinte Selbstbestimmungsrecht innere Demokratisierung. Zudem: Er wollte ein neues Europa mit überlebensfähigen Staaten aufbauen. Er glaubte nicht, dass jedes Volk seinen eigenen Staat schaffen solle. Das war in Osteuropa ja auch vollkommen unrealistisch. Bezeichnenderweise hat Wilson das Selbstbestimmungsrecht der Völker auch nicht in seine 14 Punkte aufgenommen.

SPIEGEL: Sie haben den uneingeschränkten U-Boot-Krieg als den schwersten Fehler Deutschlands im Ersten Weltkrieg bezeichnet. Hätte Deutschland ansonsten den Krieg noch gewinnen können?

Neitzel: Ohne den U-Boot-Krieg wäre es für die Amerikaner schwer gewesen, in den Krieg einzutreten. Und 1917 waren die Franzosen und Briten am Ende ihrer Kraft. Die einzige Hoffnung für sie weiterzumachen waren die Amerikaner. Da wäre ein Kompromissfrieden im Westen durchaus möglich gewesen. Bethmann Hollweg war ja im Juni 1917 in der Hinsicht so weit wie nie zuvor. Das aber wollte die deutsche Oberste Heeresleitung nicht. Und entschied sich, mit dem U-Boot-Krieg *va banque* zu spielen. So haben die Deutschen ihr eigenes Grab geschaufelt.

SPIEGEL: Die Kriegsmüdigkeit wuchs bereits ab 1916 auf allen Seiten, da gab es schon Millionen Tote. Warum hat es dann noch so lange gedauert, bis im November 1918 ein Waffenstillstand geschlossen wurde?

Neitzel: Die Propaganda schürte überall den Glauben, diesen Krieg auf jeden Fall und nahezu um jeden Preis gewinnen zu müssen. Mit jedem Toten mehr wuchs die Überzeugung, siegen zu müssen, weil man ja schon so viel

investiert hatte. Franzosen und Briten sahen die Deutschen als die bösen Hunnen. Umgekehrt hassten die Deutschen das »perfide« Albion, so der antike Name für Britannien, das ihnen die Weltstellung nicht gönnte. Das waren die Bilder, die sich in den Köpfen der Schaltzentralen festsetzten. Und die Soldaten taten, was Soldaten halt tun, die Vorstellung, Befehle zu verweigern, die gab es so noch nicht. Das waren ja alles Patrioten, in dieser Zeit des Hypernationalismus war der Ruf des Vaterlandes übermächtig.

SPIEGEL: Dafür gab es gegen Ende des Krieges dann aber doch ziemlich viele Streiks und Meutereien. Auch die massenhaften Verbrüderungen von Soldaten waren ein neues Phänomen.

Neitzel: Die Hoffnungslosigkeit des Stellungskriegs brachte diese Verbrüderungen hervor. Dennoch schossen die Soldaten am nächsten Tag wieder aufeinander. Erst als der Druck so groß wurde, dass alles sinnlos erschien, ließen sich Soldaten vermehrt gefangen nehmen oder versteckten sich, um nicht kämpfen zu müssen.

SPIEGEL: Anders als im Zweiten Weltkrieg, wo Drückeberger massenhaft drakonisch bestraft wurden, griff der Staat hier nicht durch. Woran lag das?

Neitzel: 48 deutsche Soldaten wurden im Ersten Weltkrieg hingerichtet wegen Verweigerung, im Zweiten Weltkrieg waren es schätzungsweise 20000. Die meuternden Matrosen von Kiel hätte man im Dritten Reich an die Wand gestellt, aber hier wurde die geplante Feindfahrt sogar abgeblasen. Die Propaganda im Ersten Weltkrieg war teilweise radikaler als die Taten gegenüber den Kriegsgegnern.

SPIEGEL: Was war für den Ausgang des Krieges entscheidender, der moralische oder der materiell-technische Faktor?

Neitzel: Auch dieser Krieg wurde letztlich in den Fabriken entschieden. Und mit dem Eintritt der USA 1917 war der Krieg für die Deutschen nicht mehr zu gewinnen. Von der Truppenstärke bis zum Luftkrieg war die Überlegenheit der Westmächte eindeutig.

SPIEGEL: Was unterschied diesen Krieg von allen vorhergegangenen?

Neitzel: Es war erstmals ein globaler und ein totaler Krieg. Anders als im 19. Jahrhundert, wo man noch versuchte, die Kämpfe einzuhegen. Er war der erste Krieg mit einer globalen Öffentlichkeit, mit Massenpresse. Das führte zu einer immensen nationalen Aufwallung, das hatten die Kabinette nicht mehr im Zaum. Und er unterschied sich in der Massenmobilisierung und in der Radikalisierung der Methoden wie der Ziele. Die stehenden Heere des 18. Jahrhunderts waren sehr teuer, da einigte man sich im Notfall auch schon mal auf ein Unentschieden.

SPIEGEL: Die nationalistische Mobilisierung hielt nach dem Krieg noch an. Auch in der Weimarer Republik marschierten noch Hunderttausende für den militaristischen Frontkämpferbund »Stahlhelm«. Warum hat der Erste Weltkrieg das Bewusstsein nicht in der Weise verändert wie der Zweite Weltkrieg nach dem Motto: Nie wieder Krieg?

Neitzel: Es war unterschiedlich. In Frankreich etwa gab es nach dem Scheitern der Besetzung des Ruhrgebiets 1923 eine starke pazifistische Strömung, die fand: Krieg ist sinnlos. In Deutschland sehen wir einen gespaltenen Umgang mit dem Ersten Weltkrieg. Es herrschte Trauer, es gab Pazifisten, aber auch die nationalistische Deutung, die ab Ende der zwanziger Jahre dominierte. Da reüssierte Ernst Jünger dann mit seinem den Krieg verklärenden Buch »In Stahlgewittern«, das er zunächst nur im Privatdruck herausgegeben hatte.

SPIEGEL: Dass ihre Truppen den Nordosten Frankreichs verwüstet hatten, das machten sich die Deutschen nicht bewusst?

Neitzel: Der Erste Weltkrieg fand ja nicht in Deutschland statt, das Land blieb heil. Die Bomben des Zweiten Weltkriegs waren da natürlich viel verheerender. Zudem waren die Mitglieder der neuen Reichsregierung an der Front gar nicht dabei gewesen. Es dominierte der Zorn über den »Diktatfrieden« oder auch »Schmachfrieden« von Versailles. So hielt sich auch der Irrglaube, man sei 1918 einem Dolchstoß im Inland erlegen. Die gut zwei Millionen toten deutschen Soldaten waren offenbar nicht genug. Für uns ist das heute nur schwer zu verstehen.

SPIEGEL: Ist die Angst vor der deutschen Hegemonie auch heute noch politischer Sprengstoff in Europa, und schwingen da noch Ängste aus der Zeit des Ersten Weltkriegs mit?

Neitzel: Das ist das deutsche Dilemma. Deutschland war und ist so groß, um Konkurrenzängste zu schüren, aber zu klein, um den Kontinent zu dominieren. Heute stehen wir wieder vor dem Problem, dass die Deutschen zwar nicht militärisch, aber wirtschaftlich so stark sind, dass manche Europäer Angst vor einer deutschen Dominanz haben. Die Politik sollte den Jahrestag von 1914 als Gelegenheit zu einem Akt gemeinsamer Erinnerung nutzen, nicht die Frage der Schuld in den Vordergrund stellen, sondern vielmehr die gesamteuropäische Krise von damals. Die Regierungschefs könnten an einem früheren Schlachtort ein Zeichen setzen gegen die Selbstzerfleischung Europas. Das ist eine große Gelegenheit.

SPIEGEL: Fast 100 Jahre sind vergangen, viel Zeit für die Forschung. Sind nun alle Fragen aufgearbeitet?

Neitzel: Kriegsverbrechen sind ein Thema, das insgesamt noch unzureichend erforscht ist. Über das Gros der

Gräueltaten, die an der Ostfront und auf dem Balkan stattfanden, wissen wir sehr wenig. Die Kämpfe in Afrika und die afrikanischen Opfer sind in Europa nur wenig im Blick. Wir sehen den Krieg immer noch zu wenig als globales Ereignis.

SPIEGEL: Herr Professor Neitzel, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

Am Tag, als das Feuer kam

28. Juni 1914, Sarajevo, Attentat auf Erzherzog Franz Ferdinand – die Stunden, die für Europa zum Auslöser des Ersten Weltkriegs wurden.

Von Erich Follath

Die Gewitter sind schon am Vorabend abgezogen, der Himmel strahlt in einem satten Sorglosblau. An diesem 28. Juni 1914 herrscht in Sarajevo Festtagsstimmung, die Kirchen, Synagogen und Moscheen sind blank geputzt, die Straßen gefegt, die Schaufenster gewienert.

Im engen Labyrinth der Marktgässchen wird kostenlos Mokka ausgeschenkt. Die Kupferschmiede, die Sattler, die Teppichhändler und Obstverkäufer, die alle ihr eigenes Viertel im Basar haben, lassen die Geschäfte ruhen. Am zentralen Appelkai, der sich neben dem Miljacka-Fluss durch die bosnische Provinzhauptstadt schlängelt, haben sich schon frühmorgens die ersten Schaulustigen eingefunden, auch in den Restaurants, die sich an die Hügel über der Stadt schmiegen. Die meisten tragen Sonntagsstaat. Ganz Sarajevo hat sich herausgeputzt für das große Ereignis. Für den Besuch des Erzherzogs Franz Ferdinand, Thronfolger von Österreich-Ungarn, und seiner Frau Sophie. Für einen perfekten Tag.

Im Vorfeld des hohen Besuchs scheint sich auch die politische Großwetterlage etwas beruhigt zu haben. 1908 hat das Habsburgerreich die Provinzen Bosnien und Herzegowina annektiert und damit sowohl Russland als auch die Nationalisten im benachbarten Serbien gegen sich aufgebracht. Nach zwei Balkankriegen 1912 und 1913 sind die regionalen Konflikte der Serben und anderen

Balkanvölker zwar nicht gelöst. Aber der Besuch eines k. u. k. Manövers durch den Thronfolger scheint nicht allzu provozierend. Allerdings sorgt das Datum der nachfolgenden Sarajevo-Visite für hochgezogene Augenbrauen: Feldzeugmeister Oskar Potiorek hat ausgerechnet den Tag bestimmt, an dem sich die Schlacht auf dem Amselfeld zum 525. Mal jährt – ein höchst symbolisches Datum für viele Serben, die damals den Osmanen unterlagen, aber sich mit dem heldenhaften Tod ihres Führers einen Nationalmythos schufen.

Franz Ferdinand hat die Bedenken einiger Berater wegen der Terminierung beiseitegewischt. Er ist kein besonders sensibler Zeitgenosse. Schnell aufbrausend, arrogant, nachtragend. »Ich halte jeden, den ich treffe, zunächst einmal für einen Schurken und lasse mich bestenfalls nach und nach vom Gegenteil überzeugen«, hat er einmal in schöner Offenheit geschrieben. Das macht ihn weder bei seinen unmittelbar Untergebenen noch bei seinen Untertanen beliebt. Bezeichnend auch sein Hobby: Franz Ferdinand ist ein passionierter, manche sagen auch pathologischer Jäger, allein im Jahr 1911 hat er laut den bei Hofe akribisch geführten Listen 18 799 Stück Wild erlegt, Tagesrekord 2763 Lachmöwen im Juni 1908. In Ceylon posiert er vor geschossenen Elefanten, in Indien sind Tiger seine Trophäen.



Er ist ein Tierschlächter en gros, aber er ist kein Menschenschlächter – und kein Kriegshetzer. Er agiert als ein politischer Stratege, der mit militärischer Aufrüstung eher andere einschüchtern will, als sie mit Waffengewalt zu überfallen. »Führen wir einen Spezialkrieg mit Serbien, so werden wir es in kürzester Zeit über den Haufen rennen, aber was haben wir davon?«, schreibt er 1913 an Leopold Graf Berchtold. »Dann fällt ganz Europa über uns her, und Gott behüte uns, dass wir Serbien annektieren, ein total verschuldetes Land mit Königsmördern, Spitzbuben etc. Jetzt gibt es meiner Meinung nach nur die Politik, zuzuschauen, wie sich die anderen die Schädel einhauen, sie so viel als möglich aufeinanderhetzen und für die Monarchie den Frieden zu erhalten.«

Wenn der skrupellose Machtpolitiker eine weiche Stelle hat, dann ist es die Familie. Die Ehe mit Sophie, die aus einem niedrigen böhmischen Adelsgeschlecht stammt, ist eine Liebesbeziehung – in Zeiten der dynastischen Zweckbündnisse eher unüblich. Seine Frau und die drei Kinder sind »mein ganzes Glück, meine ganze Wonne«,